

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 282.

Dienstag, den 4. Dezember 1906.

21. Jahrgang.



LOKALES

* Wiesbaden, 3. Dezember 1906.

Was soll man danken?

Immer wieder wird diese Frage eine brennende und die Antwort darauf ist oft schwer zu finden. Die Fülle des Mäglichsten und Schönen auf allen Gebieten macht die Wahl häufig zur Qual; ja es gibt Menschen, die stets das Best haben, trotz ihrer wohlgemeinten Gaben bei den von ihnen damit Bedachten wenig Freude und Dankbarkeit zu ernten. Will man wirklich jemanden „glücklich machen“, so ist vor allem ein Eingehen auf seine Eigenart, seine Herzenswünsche nötig. Wie mancher wirft so im Laufe des Gesprächs hin: „Ach, wenn ich das oder jenes doch auch hätte!“ Da gilt es aufzumerken und, natürlich vorausgesetzt, daß unser Geldbeutel es gestattet, das Ersehnte zu notieren, um es auf den Weihnachtstisch legen zu können. Wer eine besondere Liebhaberei besitzt, dem sind natürlich gerade seltene Briefmarken, alte Porzellane, exotische Käfer oder ähnliches „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen“, und trifft man hier das Rechte, so darf man auf vor Vergnügen strahlende Gesichter rechnen. Was dem einen gefällt, erregt bei dem anderen vielleicht Antipathie. Man zieht deshalb auch den Geschmack des einzelnen in Betracht. Ein junges Mädchen z. B. und ein Jüngling, welche verschiedenartigen Ansichten von Schönheit haben! Das zierliche Nippes, das dem erstereu Ausrufe der Bewunderung entlockt, schmeut letzterer vielleicht voller Zorn, daß man ihm eine derartige Gabe zu bieten wagt, in die Ecke. Der Materialist freut sich über Lederbüchsen, wie sie in Gestalt von hübsch arrangierten „Eckförmchen“ erhältlich sind, während dem ideal denkenden Gelehrten ein Buch über alles geht. Ein großer Mißgriff ist es natürlich, schenkt man einem Antialkoholiker eine Spirituose oder einem Verächter der edlen Habanna echte Importen; aber solche Verirrungen trauen wir unseren Lesern nicht zu. Damen etwas zu Feschern, ist meistens dankbarer, wie Herren. Man hat da die große Auswahl in entzückenden und schönen Toilettengegenständen, Schmuckstücken, Briefkartons, Vasen, Statuetten usw., während dem weniger schönen Geschlechte meistens derartige Dinge gleichgültig sind, und allzu praktische Sachen, wie Socken, doch auch nicht gut unter dem strahlenden Tannenbaum auszuweisen. Wer aber seine Leute kennt, der wird auch hier das Rechte herausfinden. Kinder sind ein beifallsfreudiges Publikum für alle Schenken. Spielsachen besonders erregen stürmische Begeisterung, nicht zu vergessen das, was kleine Ledermäuler gern essen. Was man auch als Christgeschenk wählen möge, niemals lasse man sich sogenannten „Schund“ anschauen, der vielleicht zuerst nett aussieht, aber bei näherem Betrachten und öfterem Gebrauch Fehler aufweist. Jede Gabe sei dauerhaft, damit auch die Freude des Empfängers nicht schon am ersten Tage vielleicht zu Ende sei.

C. Weihnachten in der Blindenanstalt. Auch in der Blindenanstalt wird, wie allwärts, wieder fleißig zur Weihnachtsfeier und Bescherung gerüstet und an alle unsere wohlthätigen, lebenden Mitbürger denken wir wieder, daß sie helfen mögen, den so schwer Geprüften am heiligen Abend einige Stunden frohen Glades zu bereiten. Gibt es ein traurigeres Los im Leben des Menschen, als Blindheit? Ob blind geboren oder blind geworden, kommt hier nicht in Betracht. Ist doch schon der Gedanke so unfagbar traurig, daß all diese Unglücklichen die Herrlichkeiten der Gottesnatur nicht sehen und mitgenießen können. Welch ein trauriges, schweres Schicksal —

gerade in der glänzenden Weihnachtszeit fühlt man es besonders — ist doch eingeschlossen in den zwei kleinen Worten „blind“ und „blind“. Was entbehrt so ein kleines Wesen doch vor vielen, vielen, gewiß auch recht armen Kindern, die aber strahlenden Auges unter dem brennenden Christbaum stehen, sitzen oder liegen können! Wer wollte nicht mit helfen, die Dunkelheit zu vertreiben, daß es wenigstens im Innern hell wird von Glück, Dankbarkeit gegen Gott und Mitmenschen, wenn auch vor den erloschenen Augensternen ewige Finsternis herrscht! Jedes Scherlein, sei es zur Anschaffung von Kleidungsstücken, von Qualitätsbüchern oder Blinden-Spielen wird mit herzlichem Danke entgegengenommen. Und dann denke man einmal nach, daß manches Spielzeug ein schönes Buch zum Vorlesen aus der eigenen glücklichen Kinderzeit längst unbeachtet im Winkel steht, das hier noch Leben und Heiterkeit wecken könnte. Vielleicht besitzt jemand ein gebrauchtes und noch brauchbares Klavier, das ihm lästig ist und das längst durch ein neues ersetzt werden sollte. Bei uns herrscht auch darin großer Mangel für viele spielende Finger und der freundliche Stifter eines Instrumentes dürfte der allgemeinen herzlichsten Dankbarkeit sicher sein.

H. Dänische Zollhöhung auf Weine. Die Handelskammer Wiesbaden ist höheren Orts wegen der dänischen Zollhöhung auf Weine vorstellig geworden. Die Erhöhung des dänischen Zolles von Flaschenweinen von 50 Dore auf 120 Dore wird zweifellos eine Verringerung der Einfuhr von Flaschenweinen herbeiführen. Da besonders die deutschen Weine in Flaschen nach Dänemark ausgeführt zu werden pflegen, wird von der Zollhöhung auf meisten die deutsche Ausfuhr betroffen werden. Die Zollhöhung wird umso nachteiliger wirken, da neben derselben auch eine Stempelsteuer eingeführt werden soll. Während durch Handelsverträge die Zölle für längere Jahre gebunden werden können, ist es unmöglich, die Höhe der Stempelabgaben durch Verträge festzulegen, weil die Stempelgesetzgebung als innere Gesetzgebung betrachtet wird.

* Dürfen Theaterzettel nachgedruckt werden? Das Landgericht 1 in Berlin hatte den Redakteur Richard Hoffmann und den Zeitungsverleger Garmisow wegen Nachdrucks an Schriftwerken zu je 50 M. Geldstrafe verurteilt. Die Angeklagten geben die Berliner Theaterwelt und Konzertzeitung heraus. Darin werden auch die Theaterzettel der Kgl. Schauspiele veröffentlicht, die das Blatt dadurch erlangt, daß es die Zettel an den Anschlagtafeln abschreiben läßt. Seit 30 Jahren betreiben die Angeklagten diesen „Nachdruck“. Die Zettel der Kgl. Schauspiele sind mit dem Ausdruck versehen: Nachdruck verboten. Der Reichsanwalt führte in der Revisionsverhandlung vor dem Reichsgericht aus: Das Wort „Schriftwerk“ kommt zuerst im Gesetz vom 30. Juni 1870 vor. Es steht dort für „literarische Erzeugnisse“. Die Individualisierung des Gedankens durch Formgebung ist das, was geschützt werden soll. Es kommt schließlich auf die Verarbeitung an, die eine individuelle geistige Schöpfung sein muß. Das trifft bei einem Theaterzettel nicht zu. Im alten Gesetz sind sie ausdrücklich vom Schutze ausgenommen; im neuen sind sie nicht genannt, um eine überflüssige Kasuistik zu vermeiden. Das Reichsgericht schloß sich den Ausführungen des Reichsanwalts an und sprach die Angeklagten frei.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Lernen zurückbleibend: Kinder, sowie Blinde, sich maffigende und nervöse überarbeitete, leicht erregbare frühzeitig erschöpfte Erwachsene gebrauchen als Kräftigungsmittel mit großem Erfolg Dr. Gommel's Macmatogen.

Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Nervensystem gestärkt.

Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Gommel's Macmatogen“ und lasse sich keine der vielen Nachahmungen antun.

Taunus-Hotel und -Restaurant.

Vornehmes Lokal. — Internationaler Verkehr.

Während den beiden Andreasmarkttagen in sämtlichen auf das originellste dekorierten und illuminierten Sälen:

Grosses Rosenfest.

Am Vorabend, Mittwoch, den 5. d. Mts.:

Große Andreasmarkt-Vorfeier.

An den 3 Festtagen: Grosses Doppelkonzert

ausgeführt von der Hauskapelle und der weltberühmten venezianischen Crispi-(Künstler)-Kapelle.

Diners von 12—3 Uhr mittags.

Soupers von 6 Uhr abends ab.

Eintrittskarten: zur Vorfeier zu 1 Mk.; für jeden der beiden Haupttage 1.50 Mk.; Passepportout, gültig für 3 Tage, Mk. 2.50. — Zu haben jetzt schon beim Portier.

Weihnachts-Kaffee

per Pfund Mk. 1.60.

Zu den bevorstehenden Festtagen

liefern ich, wie alljährlich, zu nebenstehendem Preise bis inklusive Neujahr einen ganz vorzüglichen Qualitäts-Kaffee und lade alle Kenner und Liebhaber einer guten Tasse Kaffee zum Einkauf höflich ein.

A. H. Linnenkohl.

Erste und älteste Wiesbadener Kaffeerösterei mit elektrischem Betrieb.
Telephon 94. Ellenbogengasse 15. Gegründet 1852.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 282.

Dienstag, den 4. Dezember 1906.

21. Jahrgang



Aus der Umgegend.

* Oberlahnstein, 1. Dez. Die furchtbare Katastrophe in Witten hat auch hierher Trauer gebracht. Der Betriebsleiter der explodierten Kobaltfabrik, Dr. Philipp Kunz, gehört zu den Opfern. Die Leiche eines arbeitsreichen Lebens, dessen schmerzgebeugte Mutter hier wohnt und dessen unglückliche Gattin ebenfalls von hier stammt, wird nach der Heimat übergeführt.

* Limburg, 1. Dez. Infolge eines Schlaganfalles verschied heute nacht Herr Rudolf Goerlach, Inhaber der Papierwarenfabrik und Buchdruckerei von Gebr. Goerlach in der unteren Grabenstraße. Die Früchte eines arbeitsreichen Lebens in Ruhe zu genießen, war unserem so unvermittelt rasch dahingegangenen Mitbürger somit nicht vergönnt.

* Frankfurt, 1. Dez. Wegen eines unheilbaren Leidens nahm sich gestern abend gegen 9 Uhr der 23jährige Elektromonteur Kurt Göhe das Leben. Um ganz sicher zu gehen, setzte sich Göhe auf ein Fensterbrett seiner im vierten Stock gelegenen Wohnung, schob sich mit einem Revolver ins Herz und stürzte hinterwärts auf das Zementpflaster des Hofes. Er war sofort tot.



* Wiesbaden, 3. Dezember 1906.

Firmenrecht von Minderkaufleuten und Handwerkern.

Von der Handelskammer wird uns geschrieben:

Von verschiedenen Gerichten ist auf Grund von § 37 des H.-G.-B. wiederholt entschieden worden, daß Minderkaufleute oder Nichtkaufleute nicht berechtigt sind, eine Bezeichnung für ihr Geschäft zu führen, welche nach der Verkehrsauffassung als

kaufmännische Firmen aufzufassen sind. Minderkaufleute oder Handwerker dürfen nur unter ihrem bürgerlichen Namen mit mindestens einem ausgeschriebenen Vornamen Geschäfte führen. Nur kaufmännische Firmen steht es zu 1. in der Firma den Namen eines Vorbesizers zu führen, 2. in der Firma den Namen eines Vorbesizers mit dem Zunamen „Nachfolger“ zu führen, 3. eine allgemeine Geschäftsbezeichnung mit der Angabe des Inhabers zu führen, 4. einen abgekürzten Vornamen zu führen (dies gilt nur für die von 1900 ins Handelsregister eingetragenen Firmen), 5. in der Firma den Firmenzusatz „u. Co.“ zu führen, 6. in der Firma den Firmenzusatz „u. Sohn“ zu führen, 7. die Bezeichnung „Gebrüder“ an Stelle der Angabe der Vornamen der Geschäftsbesitzer zu führen, 8. zwei Zunamen ohne Vornamen oder ausgeschriebene Vornamen mit dem Verbindungszeichen „u.“ zu führen. Da zahlreiche Minderkaufleute und Handwerker in Wiesbaden trotz der gesetzlichen Vorschriften sich kaufmännischer Firmen bedienen, so sind dieselben vom königlichen Amtsgericht aufgefordert worden, sich dieser Firmenbezeichnung zu enthalten. Zahlreiche Geschäftleute führen zum Teil aus Unkenntnis der Gesetze und im guten Glauben kaufmännische Firmen und haben solche auch bei der Gewerbeversicherungsbehörde angemeldet. Sie wurden in diesem Glauben bestärkt dadurch, daß sie bei Anmeldung ihres Gewerbebetriebs auf die Unzulässigkeit ihrer Firma nicht aufmerksam gemacht worden sind. Um diese Unzulässigkeiten zu vermeiden und Gewerbetreibende vor späteren Schädigungen zu bewahren, hat die Handelskammer den Magistrat ersucht, bei der Anmeldung von neuen Gewerbebetrieben nur gesetzliche zulässige Benennungen in die Gewerbeverzeichnisse und Steuerlisten zur Eintragung zuzulassen. Der Magistrat hat dieser Bitte entsprochen.

* Deutsche Kolonialgesellschaft. Am Donnerstag abend fand im „Schützenhof“ eine Versammlung der Abteilung Wiesbaden der Deutschen Kolonialgesellschaft statt, in der Oberlehrer A. O. H. Wiesbaden über die Finanzergebnisse der englischen Kolonialpolitik sprach. Zunächst legte er die Gründe auseinander, warum man eine eigentliche Berechnung des Gesamtgewinnes oder -Verlustes, den England an seinen Kolonien gehabt hat, nicht ziehen kann und besprach dann die Finanzergebnisse der einzelnen englischen Kolonien. Aus den späteren Neu-England-Staaten hätten weder die englische Regierung noch englische Privatgesellschaften Vorteil ziehen können. Viel erfreulicher waren die Erfolge der Hudsonbaykolonie. Diese verteilte fortwährend beträchtliche Gewinne. Die westindischen Inseln blühten solange wie die Sklaverei bestand. Die afrikanischen Unternehmungen Englands haben sich in älterer Zeit nie bezahlt gemacht und auch in neuerer Zeit haben trotz Gold- und Diamantfunden die Einnahmen die hohen militärischen Ausgaben nicht decken können. Die 1601 gegründete ostindische Kompanie verteilte bei den ersten 9 Expeditionen durchschnittlich nicht weniger als 171 Prozent Dividende. Später waren aber die Ergebnisse sehr schwankend, die Kompanie war sogar gezwungen, Schulden zu machen. Nebsther kommt dann auf die innere Krise zu spre-

chen, die infolge der schlechten finanziellen Ergebnisse der Kolonien in England selbst eintrat. Alles in allem haben die englischen Kolonien dem Staate keinen direkten pekuniären Nutzen gebracht, umso mehr dem Volke, weniger direkt durch den Verdienst beim Handel, als indirekt durch Gelegenheit zu fruchtbringender Kapitalanlage. Der von eingehenden Studien zeugende und mit gewinnender Frische vorgetragene Bericht über die für die Meisten überraschenden Ergebnisse erntete bei der zahlreichen Versammlung dankbare Anerkennung und reichen Beifall.

Es
wird
**Kinder-
Frühstück**

**Kasseler
Hafer-Kakao**

tausendfach ärztlich empfohlen. Er kräftigt, wirkt nachhaltig sättigend und lässt während des Unterrichts kein nervöses Hungergefühl aufkommen. — Nur echt in blauen Kartons à 1 Mk., niemals lose.

Die Kindergedelhen
vorzüglich dabei
& leiden nicht
an
Verdauungs-
störung.

Hervorragend
bewährt bei
Brechdurchfall,
Darmkatarrh,
Diarrhoe
etc.

C. H. Schiffer, Hofphotograph, Taunusstr. 24,
Atelier für künstlerische Porträts u. Vergrößerungen. 3993



Otto Baumbach

Kirchgasse 62, I. Etage.
früher Haus von Michaelberg 24
(früher Taunusstr. 18),
empfehlen durch Preispaus hoher Bodenmiete
zu konkurrenzlos billigen
Preisen sein reichhaltiges Lager in
Uhren, Goldwaren, Optik.
Reparaturen in eigener Werkstatt.

4306

Jagdwesten

Arbeits-Wämse

Metzgerwesten

beste Master, beste Qualitäten, vorzüglich
sitzende Passons in allen Größen zu billigen
Preisen im Strumpf- u. Trikotagenhaus von

L. Schwenck

Mühlgasse 11-13.

8817



Orthopädische Apparate

wie:

Künstl. Glieder (Hände, Finger, Arme, Beine, Füße), Fuss- und Stütz-Maschinen, Geradehalter u. Korsette

nach HESSING und ANDERSON,
**Bruchbänder, Bandagen,
Leibbinden, Gummistrümpfe**

werden in sorgfältigster, sachverständigster Ausführung nach Mass und Anprob®
unter Garantie besten Passens und Erfolges in eigener Werkstatt angefertigt.

Telef. 227. **P. A. Stoss, Taunusstr. 2.**
Spezial-Etablissement für die Anfertigung orthopädischer Apparate und
-Maschinen. 5418



Rhein.-Westf.

1460

Handels- und Schreib-Lehranstalt.

38 Rheinstrasse 38.

Unterrichts-Institut für Damen und Herren.



Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.

Prospekte kostenfrei.

Möbel, Betten

und

Polster-Waren

in jeder Preislage, einfach und elegant. 2301

Eigene Polsterwerkstätte. Weitgehendste Garantie.

Heinrich König, Möbel u. Dekoration,

Wellritzstrasse, Ecke Helenenstrasse.

Sort mit den schmierigen und stinkenden Del. u. Nacht-
lichte und Lampen. Kaufen Sie die patentierten, garan-
tiert geruchfrei und sehr sparsam brennenden, beliebten

Unifum-Lampen

ohne Zylinder. Verbrauch an Petroleum etwa 1/4 bis 1/2 Pfg.
in 10 Stunden. Ausstellung und Verkauf bei **W. Rastig,**
Wellritzstr. 25 und Westendstr. 36, sowie Adolfsstr. 1 und
Karlstrasse 31. 5012

Generalvertreter: **Kaufmann Joseph Liss.**

Die schönsten Weihnachtsgeschenke

findet man in dem bedeutend vergrößerten

Möbellager von Jakob Fuhr,

Tel. 2737. Bleichstraße 18. Tel. 2737.

Kompl. Herren-Wohn- und Schlafzimmer, kompl. mod.
Küchen in bester Ausführung, große Auswahl in Spiegel-
schänke, Vertikals, Schreibrische, Schreibrisch-Sesseln, Büffets
und Auszugstische in jeder gewünschten Sorte, Stühle, Ripp-
und Nähtische, Büstenständer, Bilder, Spiegel, Polster-
waren jeder Art u. dergl.

Bitte um Besichtigung meiner großen Lagerräume.
Übernehme für jedes Stück Garantie für gutes
Material und gediegene Arbeit.

Eigene Tapezierer- und Schreiner-Werkstätte im Hause.
4682 D. D.

100 Kellner-Gräcke u. Gehörcke

in allen Größen, sowie einzelne Böden und Wände,
nur gute Ware aus allerersten Hölzern, kaufen Sie gut
und billig — Ansehen gestattet — 5001

Altefeste, Schmalbacherstraße 30, 1.



Cognac Scherer

In allen Preislagen.

Hervorragende deutsche Marke.

Preise auf den Etiketten.

Scherer & Co. Langen. (Frankf. a. M.)

Niederlagen

durch Plakate kenntlich.

Man verlange ausdrücklich

Scherer's Cognac

weil minderwertige Nachahmungen
des höhern Nutzens wegen vielfach
angeboten werden. 2195



Nr. 282.

Dienstag, den 4. Dezember 1906.

21. Jahrgang.

Zerstörtes Glück.

Originalroman von E. Fildier-Sallstein.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

In der Gesellschaft des Advokaten befand sich ein elegant gekleideter Herr, der ein Ordensband trug, mit echt französischer Sorgfalt frisiert war und die pomadisierte Höflichkeit eines Haarfüßlers entwickelte. Mr. Morris zeigte sich Jane gegenüber auffallend reserviert, was diese, da sie sich bei seinem Erscheinen ungemein geängstigt hatte, wieder etwas beruhigte. Im Tone tiefster Hochachtung stellte er ihr nun den fremden Herrn als Professor Francois Gispert vor.

„Madame,“ begann der Professor mit einer tiefen Verbeugung, „ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen mitteilen zu können, daß der deutsche Offizier, Ihr Herr Gemahl, den Sie in Paris besuchen wollen, in meinem Hotel Wohnung genommen hat.“

Jane richtete den fragenden Blick auf Mr. Morris. Dieser wandte sich, anscheinend mit dem Gefühl der Schwermut, zur Seite.

„Darf ich Sie fragen, Herr Professor, wer Ihnen mitteilte, daß ich in Paris meinen Gatten auffuchen will?“

„Fräulein von Lauterer hatte die Güte,“ antwortete der Advokat rasch, „mich von dieser Reise in Kenntnis zu setzen, und bat mich dringend, zu Ihrem Schutze Sie hierher zu begleiten, Madame. Ich glaubte, in Anbetracht der Tatsache, daß wir uns einst sehr nahe standen, nicht berechtigt zu sein, die dringende Bitte der sehr ehrenwerten Dame zu ignorieren. Ich hielt mich vor Ihnen während der Reise verborgen, weil ich fürchtete, daß mein Anblick Ihr Mißfallen erregen könnte. Ich habe mich jedoch nur verpflichten können, die Reise bis Paris zu machen, und gestatte mir nun, mich zurückzuziehen. Ich glaube dies um so ruhiger tun zu können, als der Herr Professor, bei dem Kurt von Berghaupt Wohnung genommen, ganz der Mann ist, Ihnen einen besseren Schutz in dieser Stadt angedeihen zu lassen, als ich, der ich ein Fremdling bin. Außerdem könnte ich mich aus manchen Gründen nicht entschließen, dem Herrn von Berghaupt jemals wieder zu begegnen.“

Aus den Worten des Advokaten leuchtete für Jane die Bewußtheit hervor, nun bald ihren Kurt zu finden. Das bedrängte, besorgene Herz in der Brust atmete auf. Ein liebliches Rot glitt über ihr bleiches Gesicht.

„Ich danke Ihnen, Mr. Morris, für Ihre gütige Fürsorge,“ stammelte sie und wollte dem Advokaten versöhnt die Hand reichen.

Dieser indessen ergriff die dargereichte Hand nicht, sondern verbeugte sich steif und frostig, wandte sich ab, wie ein im Heiligsten verletzter Mann und ging davon. Monsieur Gispert schien über dieses Benehmen des Advokaten höchst verwundert zu sein.

„Lassen Sie ihn ziehen, es ist so besser, Herr Professor,“ flüsterte ihm Jane in ihrem eleganten Französisch zu. „Begleiten Sie mich nun zu meinem Gatten.“

Der Irrenarzt führte nun seine neue, interessante Patientin nach seinem, vor dem Bahnhofsgelände stehenden eleganten Wagen, stieg dort mit ihr ein und brachte Jane in sein, wie er sie versicherte, berühmtes Hotel in der Rue St. Martin.

Mr. Morris sprach unterdessen im Bahnhofshotel vor und zwar um sich ein wenig zu restaurieren und die Wohnung, welche Jane durch den Schaffner per Telegramm mieten ließ, wieder abzubestellen. Erst gegen Abend nahm er einen Wagen und fuhr nach der Rue St. Martin, zum Hotel des berühmten Professors Gispert, um sich nach dem Befinden seiner Frau zu erkundigen.

12.

In einem mit antiken Möbeln überfüllten, mit bauschigen rot- und blauseidenen Uebergardinen, mit schweren Portieren, die rechts und links je einen Ausgang verhüllten, mit Gemälden, bronzierten Figuren und hundert ähnlichen Artifeln bis zum Ersticken überfüllten Gemache saß Mr. Morris dem Irrenarzt Francois Gispert gegenüber. In dem Zimmer herrschte ein wirklich beängstigendes Halbdunkel; denn die dicht mit reichen Gardinstoffen verhängten Fenster ließen nur spärlich das Tageslicht in diesen Raum bringen. Die Atmosphäre war mit Moschusparsüm geschwängert, wozu noch der brenzliche Papiergeruch einer Zigarette kam, die der Herr Professor zu Ehren seines Gastes rauchte. Vor dem Advokaten stand auf einem kleinen, mit Silber ausgelegten Spieltische ein Glas gelblicher Limonade, von der er dann und wann einige Tropfen kostete und zwar immer dann, sobald die Atmosphäre des Zimmers das Gefühl der Beengung über ihn brachte.

Der Irrenarzt hatte dem Advokaten soeben einen großen Vortrag gehalten und sagte nun zum Schlusse mit dem Pathos eines rezitierenden Künstlers:

„Aus all diesem geht gerade für Sie mein Herr, die ernste Warnung hervor, erst selber zur Ruhe zu kommen. Ich will damit nicht Ihren Gefühlen als Gatte zunähe treten, sondern berufe mich auf die äußerste Notwendigkeit, die im Interesse Ihrer Gattin, wie in Ihrem eigenen Wohle gar nicht zu umgehen ist.“

„Ich füge mich in alles, Herr Professor, wenn auch mit schwerem Herzen,“ versetzte Mr. Morris. „Ich habe das größte Vertrauen zu Ihren reichen, wissenschaftlichen Erfahrungen, und doch hatte ich gerade heute gewünscht, meine Frau sehen und sprechen zu dürfen.“

„Vom ersten Standpunkt der Wissenschaft aus muß ich Ihnen diesen Wunsch versagen. Jede Aufregung muß gerade jetzt unter allen Umständen von ihr ferngehalten werden. Trotzdem hoffe ich, in einigen Tagen eine Begegnung möglich machen zu können, ohne mich indessen an Versprechungen zu binden. Ihre Gattin weint viel im stillen, verweigert den Genuß von Bädern und ist nur schwer zu bestimmen, auf den blumigen Balkon hinauszutreten. Gerade den Aufenthalt auf dem Balkon halte ich für ihren Zustand ganz besonders empfehlenswert. Ich will es versuchen, sie morgen zu einer Spazierfahrt in Gesellschaft meiner Frau und der Mademoiselle Land zu bewegen. Der Wahn Ihrer Gattin, welcher darin gipfelt, mit einem deut-

ischen Offizier verheiratet zu sein, sitzt so tief in ihrem Herzen und ihrem Gemüte, daß wohl erst nach Monaten von einem Heilerfolge gesprochen werden kann. Sie sehen also, mein Herr, wir müssen Geduld üben."

"Ich leide schwer unter dieser Trennung; den seit meinem Abschiede von ihr auf dem Strahburger Bahnhofe — es sind kaum vier Tage seitdem verfloßen, die mir als eine Ewigkeit erscheinen — sah ich sie nicht wieder."

"Es wäre mir am liebsten, mein Herr, wenn Sie stark genug wären, so lange zu warten, bis in dem Herzen Ihrer Gattin die Sehnsucht nach Ihnen erwacht ist, dann wäre alles gewonnen."

"Ich werde mir Mühe geben, stark zu sein, Herr Professor, und hoffe Kraft dazu in dem Gedanken zu finden, daß ich zum Wohle meiner geliebten Frau die Sehnsucht nach ihr in meinem Herzen niederringe. Zu diesem Endzwecke muß ich in dessen reisen. Ich werde krank, wenn ich die Stunden so qualvoll an mir vorbeiziehen lassen muß, wie bisher. Eine wichtige Angelegenheit ruft mich nach Deutschland zurück, und ich möchte nun dahin abreisen. Es ist möglich, daß ich mich einige Zeit in Wiesbaden aufhalte und dann nach Paris zurückkehre."

"Ich kann mich eines solchen Entschlusses nur freuen. Reisen Sie sofort; denn Berstreuung ist Ihnen dringend nötig. Geben Sie mir Ihre Adresse an, damit wir in Korrespondenz bleiben können."

Einige Zeit später lehrte der Advokat — er hatte in der Nähe der Heilanstalt des Professors Gispert Wohnung genommen — in sein Hotel zurück. Zum ersten Mal war der Advokat mit der Entwicklung seiner ungeheuerlichen Handlungsweise nicht zufrieden. Sein Bestreben war darauf gerichtet, Jane gerade heute zu sehen und zu sprechen, um abermals den Versuch zu machen, durch verleumderische Mittel die Liebe in ihrem Herzen zu Kurt von Berghaupt in Haß zu verwandeln. Zu diesem Zwecke wollte er ihr als Retter auftreten und sich die Sporen damit verdienen, daß er sie aus dem Irrenhause, in welchem sie sich auf Veranlassung Kurts befand, entführte, um mit der Schwerverprüften nach England zurückzuführen.

Nachdem sich Mr. Morris auf diese Weise für Jane Grey wie ein Held bewährt, war es für den Advokaten kein Zweifel mehr, daß das von ihm so heißgeliebte Weib ihm schon aus Dankbarkeit die Hand zum ewigen Bunde reichen würde.

Die Mitteilungen des Professors Gispert, aus denen hervorging, daß ihr Glaube an Kurt noch nicht einmal erschüttert, viel weniger gebrochen sei, verstimmten ihn. Kurt hat sie verlassen, er verachtet sie und hat ihr diese Verachtung brieflich mitgeteilt und klar den Wunsch ausgesprochen, die Ehe zu trennen. Und doch liebt sie ihn mit um so größerer Innigkeit, und trotzdem ist der Glaube an ihn um so weniger zu erschüttern.

"Das Weib hat keinen Stolz, nicht einmal ein Ehrgefühl," brauste Mr. Morris auf. "Wo ist ein zweites Weib zu finden, das so ganz in Liebe zu einem Manne aufgeht, der sich von ihr gewandt hat?"

So oft der Advokat auch irre geworden war an Jane, jetzt verstand er sie am wenigsten. Ihr Benehmen in der Gefangenschaft des Irrenhauses stieß seine ganze Berechnung um. Die Möglichkeit, daß sie lieber zugrunde gehen, als den Glauben an Berghaupt verlieren werde, um ihm, dem Advokaten, die Hand zu reichen, lag so erschreckend nahe, daß Mr. Morris sich bequemen mußte, auch damit zu rechnen.

"So mag sie lieber zugrunde gehen!" rief der Advokat aus, und seine wasserblauen Augen nahmen eine grünliche phosphoreszierende Färbung an. "Ich gönne sie keinem anderen, lieber will ich auf ihrem Grabe meinen Schmerz ausweinen, als den Gedanken ertragen, daß sie in den Armen eines Kurt von Berghaupt glücklich ist. Was über uns kam, hast du heraufbeschworen, Jane — und doch klage ich dich niemals an."

Mr. Morris war nicht nur Advokat für andere, sondern auch für sich selbst. Er verteidigte sich mit demselben Raffinement vor der höchsten Instanz seines eigenen Gewissens, wie nur irgend einen seiner Klienten vor dem obersten Gerichtshof. Und so überwältigend auch die Zeugen seiner Schuld gegen ihn anstraten, immer wieder wußte er sich ein freisprechendes Verdict zu erstreiten. Und daß er an seine volle Unschuld glaubte und sich zu jeder Stunde eingestand, wie er am schwersten in dieser Sache zu leiden habe, das lag in der seltsamen, aber nicht ungewöhnlichen Charakterbeschaffenheit des Advokaten. Mit dem Entschlusse, nach Wiesbaden zurückzuführen, um dort entweder Kurt von Berghaupt zu bewegen, sich eine Äugel durch das Gehirn zu jagen, damit er Jane als eine achtbare Witwe vor den Traualtar führen könnte, oder aber, wenn dieser Lieblingsplan des Mr. Morris nicht durchzuführen sei, die Ehescheidung durchzusetzen, traf er nun die zur Reise erforderlichen Vorbereitungen. In dieser Beschäftigung wurde er durch einen Beamten gestört, der ihm eine Depesche überbrachte.

Das Telegramm kam von dem geschäftsführenden Bureauchef des Advokaten Mr. Morris und war nachts um 1 Uhr in London angekommen.

"Sir," begann die umfangreiche, telegraphische Mitteilung, "ich empfangen heute erst Ihr Schreiben mit Angabe Ihrer Adresse und mache von Ihrem Wunsche, wichtige Angelegenheiten per Telegramm abzuwickeln, sofort Gebrauch. Wie Sie aus den letzten Nummern der 'Times' ersehen haben, ist es seiner Zeit etwa vierzig Personen von dem gestrandeten 'König Richard' gelungen, sich auf eine kleine, schwer zugängliche Insel, einige Tagereisen von Sidney entfernt liegend, zu retten. Durch Zufall drang die Kunde davon nach Sidney, und man rüstete sofort ein Fahrzeug aus, um die Schiffbrüchigen, welche so lange Zeit auf der Insel unter den schwierigsten Verhältnissen kampieren mußten, nach Sidney zu bringen. Es gelang der chinesischen Bemannung des Fahrzeuges, auf der Insel zu landen und sämtliche Schiffbrüchigen in Sicherheit zu bringen. Dieses Ereignis fand vor etwa zwei Monaten statt. Unter den Geretteten befindet sich der Konsul Sir James Grey, Esquire."

Bei dem Lesen dieses Namens wurde Mr. Morris leichenblau. Es war ihm im ersten Augenblicke unmöglich, weiter zu lesen. Dann raffte er sich auf und setzte die verhängnisvolle Lektüre fort.

"Die Gattin des Herrn Konsul", berichtete das Telegramm weiter, "sah leider in den Wellen in der Nacht des Schiffbruches den Tod. Der Konsul hatte die Gewogenheit, Ihnen gestern einen Besuch machen zu wollen. Da Sie nicht anwesend, hatte ich die Ehre, ihn zu begrüßen und dem Herrn Konsul Sir James Grey Esquire mitzuteilen, daß der berühmte Anwalt des verruchten Uriah James Grey sich derzeit in Paris aufhalte. Auf den Wunsch des Herrn Konsul melde ich Ihnen, daß derselbe morgen, ohne Madame Grey, welche später nachfolgen wird, da sie momentan leidend ist, über den Kanal geht und von Amsterdam auf einem Dampfboot den Rhein hinauffährt, um seine daselbst verheiratete Tochter zu besuchen. Der Konsul James Grey Esquire würde sich freuen, wenn Sie, der Sie seinem Herzen immer nahe gestanden, Zeuge des glücklichen Wiedersehens zwischen Vater und Tochter sein wollten. Ueber Ihre große und ergreifende Rede in der Raubmordprozeßsache des Uriah James Grey hat sich auch der Herr Konsul sehr anerkennend ausgesprochen und freut sich auf den Augenblick, wo er dem berühmten Verteidiger zu seinen glänzenden Erfolgen gratulieren kann. Geschäftlich nichts neues."

Willens Jaffers, Bureauchef."

Mr. Morris faltete das Telegramm mit großer Sorgfalt zusammen und verbarg es in der Brusttasche seines Rockes. Dann ging er einige Male gleichsam ratlos im Zimmer auf und ab, wie ein Mensch, der mit einem verzweifeltsten Entschlusse ringt.

Ein ganzes Duzend Pläne, ein Plan immer schwärzer als der andere, durchwühlte sein Gehirn. Jetzt schien er ruhiger zu werden. Er schloß seinen Koffer ab, zählte die Banknoten in seinem Portefeuille und zog dann die Klingel.

Sofort erschien ein Angestellter des Hotels.

"Mein Herr, Sie werden die Güte haben, mir meine Rechnung ausstellen zu lassen. Ich habe sofort eine kleine Reise zu unternehmen und hoffe, bald wieder hier zu sein. Nehmen Sie diesen Koffer bis auf weiteres in Gewahrsam."

"Befehlen Euer Lordschafft den Wagen? Nach welchem Bahnhof?"

Der Advokat machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und wandte sich ab. Fünf Minuten später war die Rechnung beglichen, und sofort verließ der Advokat, ganz so gekleidet, wie wir ihn auf dem Bahnhofe in Frankfurt erscheinen sahen, das Hotel. Vor dem Hotel nahm er einen Mietwagen und fuhr nach einem entfernteren Stadtteile. Es war seine Absicht, eine Apotheke zu besuchen, um dort Gift unter irgend einem Vorwande zu erstehen. Aber unterwegs änderte er seine Absicht, fuhr einige Zeit planlos umher, gab sogar dem Kutscher den Auftrag, nach der Rue St. Martin hinabzufahren, offenbar, um dem Professor Francois Gispert einen zweiten Besuch zu machen, bis er auf einmal auf eine Apotheke aufmerksam wurde und kurz entschlossen dem Kutscher Befehl gab, vor dieser Apotheke den Wagen halten zu lassen. Der Advokat stieg nun aus und trat in den Laden ein.

"Was steht zu Diensten, was belieben Sie, mein Herr?"

"Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir ein sicher wirkendes Gift verkaufen wollten, mit dem ich meinen Lieblingshund, welcher krank geworden ist, schmerzlos aber sicher töten könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Des Forstmeisters Weihnachtsfest.

Von Edward Ruken.

Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Es war Weihnachtsabend. Der Tag war düster gewesen; der Schnee hatte seine feinen Kristalle in dichten Lagen auf Feld und Wald, auf Strauch und Acker verstreut. Das nordische Weihnachtsfest hatte die Natur in ihr echtes Weihnachtsgewand gekleidet, nur die Weihnachtslichter fehlten noch. Doch auch die kamen in funkelnder Schar. Der Wind war im Laufe des Nachmittags nördlich geworden; die Schneewolken wurden von den scharfen Lüften fortgeweht, und während das Thermometer einen Grad nach dem andern sank, begannen der Mond, die Sterne und das knisternde Nordlicht die Bäume im Tannentwale mit strahlendem Lichte zu schmücken. Aus der Ferne konnte man die Glocken der Hauptkirche das Fest einläuten hören; es leuchtete aus den Fenstern der größeren Höfe und der kleineren Bauernstuben; der Knall einer alten Büchse oder eines verrosteten Kavalleriepistols warf ein kurzes Echo von einem Feldweg zum andern. Das älteste und größte Fest des Nordens, das Weihnachtsfest, war wieder angebrochen.

In der niedrigen Stube des Forstmeisters Krag brannte ein mächtiges Feuer von Tannen- und Fichtenholz in einem der monumentalen alten Kachelöfen. Das Zimmer, eine echte norwegische Balkenstube ohne einen Schimmer moderner Konstruktion, zeigte auf seinen vier Wänden mächtige braune Fichtenbalken, die der Hausherr in seiner Eigenschaft als Forstmann zu hoch achtete, um sie mit dem bemalten Papier, das man Tapeten nennt, zu bekleistern. Das Moblement war in Form und Material spartanisch ärmlich, Tische und Stühle von blendend weißem, unbemaltem Holz, und nur die große Truhe, die Chaiselongue und der mächtige Lehnstuhl waren aus massivem Mahagoni. Auf einem „nationalen“, prächtig geschnittenen Schrank stand ein mächtiges Trinkhorn, von mehreren Silberkrügen umgeben, deren getriebene Verzierungen und feine Gravierungen selbst den verwichensten Sammler in Entzücken versetzt hätten.

Ueber dem Schrank hingen ein paar kurze, nordische Streitkräfte und Velle mit leicht gebogenen, stahlumwundenen Schaften, und an den Wänden hing ein ganzes Arsenal von Schießwaffen, von der leichten Jagddoublette bis zu den schweren Bärenrüsseln.

A Tische saßen zwei Männer, die im Begriff waren, ihr Abendmahlzeit zu vollenden. Der älteste von ihnen, der Hausherr, war eine hohe Gestalt, gegen die Vierzig, mit schönem, offenem Gesicht, dessen unterer Teil von einem blonden Bart verdeckt wurde. Die Nase war gebogen und wohlgeformt, die Augen blau und lebendig, die Stirn hoch und gewölbt. Wenn man Henrik Krag das erste Mal sah, stupte man bei der Betrachtung dieses charakteristischen Kopfes, den man schon früher einmal gesehen zu haben glaubte. Man suchte in seiner Erinnerung nach und glaubte, dieselben sympathischen Füge in Paul Veroneses Meisterwerken zu finden. Er trug einen grauen Jagdanzug von weichem wollenen Stoff mit grünen Rabatten, eine Tracht, die seine schlankte Gestalt vorteilhaft hob.

Sein Gast hatte eben Messer und Gabel niedergelegt und leerte beglücklich das große Kristallglas mit Burgunderwein. Er mochte nur wenige Jahre jünger sein als der Forstmeister. Wie dieser, war auch er ein schöner, stattlicher Herr, doch von etwas gewöhnlicherem Aeußern. Er trug Infanterie-Uniform, bis auf den Säbel, der friedlich an einem mächtigen Renntiergeweih neben der Tür hing.

„Weißt Du was, Krag?“ begann der Hauptmann, „Dein Einstiebsloch ist so traumlich, Deine Küche und Dein Keller so vortrefflich versorgt, und Deine Köchin so ungeheuer tüchtig in ihrer Arbeit, daß ich zum Teil begreifen kann, daß Du in dieser Einöde nicht längst zu Grunde gegangen bist. Ach, das hat nach zehntägiger Schlittenfahrt, bei sechzehn Grad Kälte, geschmeckt! Dank für das Essen, alter Freund!“

„Wohl bekomm's, lieber Helgesen! Wenn man so liebe und unerwartete Freunde zu Besuch bekommt, dann könnte man sich den Speisezetteln des „Café Anglais“ wünschen, um sie so recht nach Herzenslust zu traktieren. Jetzt koste einmal diese Maulbeeren zum Dessert; außerdem steht eine Flasche echter alter Pedro-Ximenes gerade neben Dir.“ Mit diesen Worten schob der Forstmeister dem Hauptmann das Dessert hin.

„Nein, ich danke Dir, lieber Krag,“ versetzte dieser lachend und warf sich in den Lehnstuhl zurück. „Nil quid nimis — rien de trop“ und „allzuviel ist ungesund.“ — Du erinnerst Dich wohl noch an die Citate unseres alten vortrefflichen

Direktors Hammer. — Dein Reispudding und Dein Rippenbraten, Deine Filets de Boeuf aux Champignons und Dein Hasenbraten, Deine Schneehühner und Deine Kompotts, — ich sage Dir, bei einem solchen Epikurismus kann man den Schlag bekommen.“

„Dann trinken wir also Curacao mit Kaffee oder einen echten Chartreuse zu einer Havana?“ meinte Krag.

„Nein, ich danke,“ versetzte der Hauptmann und griff nach seiner Reisepfeife, „laß lieber einen Punsch machen. Ich habe Dir so viel zu erzählen, Krag, und Dich nach so vielem zu fragen. Wenn der Abend nicht reichen sollte, können wir ja die Nacht dazu benutzen, „pour faire reveillons“, wie in den alten Tagen in Paris; denn am Weihnachtsabend kann man doch nicht mit den Hühnern zu Bett gehen. Und Du weißt, daß ich morgen wieder fort muß.“

Kurz darauf war der Tisch abgedeckt, die Haushälterin setzte das Notwendige zum Punsch hin und zog sich zurück, nachdem sie den Herren ein fröhliches Fest gewünscht. Als der Hauptmann und der Forstmeister sich ein Glas zubereitet und man frisches Holz ins Feuer geworfen, stieß der letztere mit seinem Gast an.

„Darf ich noch einmal, lieber Helgesen, Dir für die große Freude danken, die Du mir damit bereitet, daß Du mich hier oben in meiner Einsamkeit aufgesucht. Und nun von Herzen Glück zu Deiner Verlobung, möge sie Dir eine zufriedene Zukunft lassen.“

„Mit, Heinrich,“ versetzte der Hauptmann und stieß mit seinem Freunde an. „Ja, mit einem solchen Mädchen muß ich glücklich werden, wenn es überhaupt eheliches Glück gibt. Und laß mich gleichzeitig wünschen, daß Du meinem Beispiel bald folgen wirst; Prost.“

Krags ausdrucksvolles Gesicht verblüffte sich bei diesen Worten, doch er sagte sich schnell. „Deinem Beispiel zu folgen, kann ich nicht versprechen,“ versetzte er mit melancholischem Lächeln; „was für den einen paßt, taugt vielleicht nicht für den andern, und Du weißt doch, was den Schuster kurtiert, schlägt den Schneider tot.“ — doch da wir gerade das Glas in der Hand haben, mußt Du mir gestatten, das Wohl Deiner Verlobten auszubringen. — Es ist ja wahr, wie heißt sie denn?“

„Gräulein Anker,“ versetzte der Hauptmann und sah Krag fest in die Augen.

Der Forstmeister wurde sehr blaß. Das Glas zitterte in seiner Hand, so daß der Inhalt überfloß und das weiße Tuch fleckig machte; er setzte es fest auf den Tisch und erhob sich hastig. „Und um mir eine solche Keuigkeit zu bringen, hast Du Dich hier heraufgemüht. Das war schön von Dir, wirklich recht freundschaftlich,“ sagte er mit bitterem Lachen.

Der Hauptmann machte ein verwundertes Gesicht. „Aber Herrgott, Krag, was ist denn mit Dir?“ fragte er ruhig. „Hast Du etwas dagegen, daß ich mich mit Sigrid Anker verlobt habe? Du hast sie doch nicht gesehen, seit sie ein zwölfs-jähriges Schulmädchen war; also kann doch von einer alten Liebe zu ihr bei Dir keine Rede sein.“

„Mit Sigrid Anker,“ versetzte der Forstmeister wie geistesabwesend und stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. „Sie also, der kleine, lustige Tollkopf mit dem hellen Lockenhaar? So, so! Nun, viel Glück, Helgesen! Ihr Wohl!“ Und Krag leerte sein Glas in einem Zuge, um seine Bewegung zu verbergen.

Der Hauptmann lächelte zufrieden: „Es ist so, wie ich sage, Henrik; es ist nicht gut für Dich, hier so allein unter Bären und Rotwild zu leben. Du wirst tatsächlich wunderbar, wie ein alter Sonderling. Deshalb habe ich auch strenge Order von der Königin meines Herzens, Dich im Triumph nach der Stadt und zu Deinen Freunden, die sich nach Dir sehnen, zurückzubringen. Da ist namentlich eine — ein liebes, schönes Mädchen, — die wird alt und grau aus unglücklicher Liebe zu Dir, Du Abschaum! — Könnten wir beide alten Freunde nicht Schwäger werden?“ schloß Helgesen seine Worte und rührte in seinem Glase.

Krags Gesicht wurde wieder düster und traurig. „Wozu die alten Geschichten aufreißen, lieber Helgesen? Ich bin kein sentimentaler Romanheld, der sich einer unglücklichen Liebe wegen zu Tode seufzt; aber es ist mir auch nicht gelungen, gewissen Pfeilen die Spitze abzubringen. So ganz ist die Wunde denn doch nicht verharzt; vielleicht verharzt sie überhaupt nie. Ich habe dem, was Du Glück nennst, Ballet gesagt; laß mir also wenigstens das bißchen Gemütsruhe, das ich mir mit Mühe und Not erkämpft habe. Willst Du mir diesen Abend nicht ganz verbittern, dann schweig — na, Du weißt ja schon, wovon.“

Der Hauptmann erhob sich und legte die Hand auf Krags Schulter: „Nein, Henrik, ich will von „dem bewußten“ nicht schweigen, denn gerade um mit Dir darüber zu sprechen, habe ich Dich aufgesucht. Du kennst mich wohl zur Genüge, daß ich weder leichtsinnig, noch rücksichtslos genug bin, eine alte Wunde aufzureißen zu wollen. Ich sehe das aber als meine Pflicht an, sowohl meinem lieben alten Waffentamerad, wie auch einer anderen gegenüber, die mir lieb ist wie eine Schwester und die ich so hoch achte, wie meine eigene Braut. Wenn Du nun unsere alte Freundschaft und das noch ältere Gesetz der Gastfreundschaft nicht verletzen willst, indem Du mich aus Deiner gemütlichen Stube weisest, um Wölfen und Füchsen Gesellschaft zu leisten, so mußt Du Dich schon bequemen, von dem bewußten ein ganzes Teil anzuhören. Allerdings weiß ich nur zum Teil, was trennend zwischen Dich und die Schwester meiner Braut getreten ist; doch das weiß ich, daß Hedwig ein vortreffliches Mädchen ist. Ein Mißverständnis hat stattgefunden, und das will und muß ich aufklären. Ich setze vielleicht unsere Freundschaft aufs Spiel, wenn ich weiter in Dich bringe; doch mag es biegen oder brechen! Siehst Du, Henrik, der Gedanke, daß vielleicht ein unüberlegtes oder falsch ausgelegtes Wort, der oder jener unbedeutende Umstand das Lebensglück zweier vortrefflicher Menschen zerstören soll. — den Gedanken vermag ich nicht zu ertragen. Ich würde Gewissensbisse empfinden, wenn ich nicht das meinige dazu täte, daß ihr, Du und meine Schwägerin, miteinander ins Reine kommt. Darum, was ist zwischen Dir und Hedwig vorgekommen? Warum zogst Du Dich plötzlich von ihr und der Gesellschaft zurück, um Dich hier in diese Enklave zu begeben? Ich frage als Dein Freund und Hedwigs zukünftiger Schwager.“

Krag drückte dem Hauptmann warm die Hand. „Du mußt mir verzeihen, lieber Helgesen, wenn ich Deine Worte und Dein Verhalten einen Augenblick habe mißdeuten können. Deine Worte haben die alte Wunde wieder aufgerissen, sie begann aufs neue zu bluten, und darum war ich im ersten Augenblick ungerecht. Am liebsten hätte ich dieses Gespräch vermieden, doch da das Eis einmal gebrochen ist, so will ich Dir gern erzählen, was zwischen Hedwig Anker und mir vorgegangen ist. Ich bin nicht so sanguinisch wie Du, Helgesen, und erwarte von den Mitteilungen, die ich Dir machen werde, keine Wunder, doch Dein Wunsch und Dein Verlangen sollen erfüllt werden. Laß uns ein neues Glas Punsch machen, stoppe Deine Pfeife, dann sollst Du hören, wie es zugegangen, daß Henrik Krag Junggeselle geblieben ist.“

„Es ist jetzt ungefähr neun Jahre her, als ich Deine zukünftige Schwägerin zum erstenmal sah. Ich hielt mich zur Landvermessung oben in Gudbrandsdal auf — es war in meinen Leutnantstagen — und hatte meine Hütte auf einem Bauerngut aufgeschlagen, das ungeheuer bequem für mich lag, gerade zwischen dem gastfreien Pfarrhause und Amtsgerichtsrat Ankers Haus. Ich sage angenehm, denn unter solchen Verhältnissen sehnt man sich oft nach gebildeter Gesellschaft, und wie Du wohl weißt, steht das Haus der Beamten auf dem Lande für die des „Weges fahrenden“ Stadtleute immer offen. Man lebt ja halb abgesondert von der Welt; die Zeitungen sind so trocken und vermögen die Sehnsucht nach dem, was draußen vorgeht, nicht zu befriedigen; man sehnt sich nach neuen Gesichtern und nach neuen Ansichten, kurz, nach allem, was die Eintönigkeit des Alltagslebens unterbricht. Man ist deshalb in fast jedem dieser von der Zivilisation fernliegenden Häuslichkeiten ein willkommenener Gast, gleichviel, ob sich der ungezwungene Besuch finden- oder tagelang hinzieht. Der Hausherr fröhlt die Erinnerung aus den Studententagen auf, die Fräuleins sind eifrige Zuhörerinnen, wenn das Gespräch sich um Kunst oder Neuigkeiten aus der Hauptstadt dreht, und die Hausfrau macht in ihrer Herzengüte die energischsten Versuche, dem Wandersmann zu einer tüchtigen Magenverstimmung zu verhelfen.“

Doch zurück zu meiner Erzählung. Hedwig Anker war zum Besuch bei ihrem Onkel, dem Amtsgerichtsrat, und in seinem Hause begegnete ich ihr zum ersten Male. Sie war kaum 18 Jahre alt, strahlend vor Jugend und Schönheit, ernst und doch auch ausgelassen, bescheiden und zurückhaltend und doch voll kindlicher, halb unbewusster Koketterie. Es war ausgelassener Scherz und nachdenklicher Ernst, Lachen und Weinen, Lächeln und Tränen in demselben Atemzug, alles durchtränkt von der unbeschreiblichen, graziösen Anmut, die sie in so hohem Grade besaß. Kurz, sie war für jeden Junggesellen, dessen Herz noch frei war, ein sehr gefährliches junges Mädchen. Ihre Tante verglich sie einmal im Scherz mit einem behenden, schneeweißen Kästchen mit rotem Schnäuzchen und Sammetpfötchen, deren kleine Klauen aber gerade stark genug waren, um jedem einen kleinen Denk-

zettel in die Nase zu stecken, der es wagte, sie allzu nahe zu bewundern. Der Vergleich paßte unheimlich gut, das sollte ich am eigenen Leibe erfahren.

Sowohl beim Amtsgerichtsrat wie auch auf dem Pfarrhose herrschte ein reges Gesellschaftsleben. In den Häusern wimmelte es von jungen Leuten, teils Kindern des Pfarrers, teils des Amtsgerichtsrats, teils zu Besuch kommenden Freunden und Verwandten, und wenn man dazu noch die jungen Herren und Damen vom Bezirksarzt und Landrat rechnete, so bildeten wir eine ansehnliche Truppe. Ich sage „wir“, denn man hatte mich mit der lebenswichtigsten Verlässlichkeit in die zahlreiche Familie aufgenommen. Zu Pfingsten zogen wir auf Entdeckungen aus, um Lilien zu suchen, zur Sommerzeit wanderten wir auf die Genußhütten hinauf, bestiegen Berge und bewunderten Ausichten. Ueberall war Hedwig Anker die Anführerin, der alles gehorchte, die Heldin des Tages, wie man sagt. Ohne eine Spur von Reiz überließen ihr ihre Schwestern in Eva das Königszepter; sie bewunderten sie vielleicht ebenso aufrichtig, nur in einer anderen Weise, als wir armen Adamsöhne, die wir in ihrer gefährlichen Nähe lebten.

Als ich dorthin kam, hatte Fräulein Anker bereits einen ganzen Stab männlicher Bewunderer. Der Substitut ihres Onkels, ein Kandidat juris Enke, ein nicht mehr ganz junger Mann mit beginnendem Mond und literarischen Interessen, hatte sich selbst zu ihrem Cavalier servant ernannt und nannte sie beständig „mein Kind“. Ihm an Rang und Würde folgte der „ständige“ Hauslehrer, ein junger Theologe, der an „den Stern des Thales“ Liebesgedichte verfaßte und selbst an den Wochentagen mit weißem Schlips umging. Nechue hierzu nun eine ganze Reihe junger Studenten und „Studierender“, so kannst Du Dir eine Idee von dem Weihrauch machen, der auf dem Altar des „Sternes“ geopfert wurde!

Ich hatte nicht lange in Fräulein Ankers Nähe gelebt, da merkte ich, daß sie für mich gefährlich werden würde. Ich hätte dieser Gefahr — vielleicht — entgehen können, wenn ich meine Station nach einer andern Gegend verlegt und sie nicht wiedergesehen hätte. Doch hast Du je gesehen, daß der beherrschte Vogel sich den Augen der Schlange zu entziehen vermag? Vergib den Vergleich mit der Schlange, der nur als Beispiel benutzt werden soll.

Du weißt, lieber Freund, daß ich nie, selbst in meiner grünen Jugend, an Einbildung oder Ueberschätzung meiner Person gelitten habe. Trotzdem glaubte ich selbst zu bemerken, daß meine Gesellschaft Fräulein Anker nicht unangenehm war. Sie suchte mich, ebenso wie ich sie, vielleicht deshalb, weil ich nie verstanden habe, eine banale Konversation zu führen. „Wenn ich mit Ihnen spreche, Herr Krag, so bekomme ich wenigstens etwas zu erfahren, ob es mir nun gefällt oder nicht,“ sagte sie eines Tages zu mir.

Weißt Du was, Helgesen, es gibt Frauen, die die Gehörden der allgemeinen Sicherheit halber von unserm sogenannten starken, im Grunde aber recht schwachen Geschlecht absondern sollten. Man möchte glauben, daß sie ebenso wie Homers Hecate sich den Gürtel der Aphrodite geliebt haben, um jeden Mann, der in ihre Nähe kommt, in Ketten und Bande zu schlagen. Ihr Umgang ist gefährlicher, als Nitroglycerin; ohne es zu ahnen, verändern sie oft mit einem einzigen Wort ein Menschenleben und greifen mit ihren weichen Händen störend in das Leben derer, die sich in das Feuer ihrer gefährlichen Blicke wagen. Eine solche Person war Hedwig Anker.

Ihr Onkel und ihre Tante merkten bald, daß ich ernstlich gefangen war, wie sehr ich mich auch zu beherrschen suchte, und ich glaube, diese Entdeckung war ihnen nicht unangenehm. Sie hegten Freundschaft für mich, und ein Premierleutnant vom Geniekorps mit Vermögen konnte ja auch immerhin eine „gute“ Partie sein, wie die Welt das nennt. Die einzige, die an der wachsenden Vertraulichkeit zwischen Fräulein Hedwig und mir keinen Gefallen zu finden schien, war ihre Cousine, Fräulein Berg, die sie nach Gudbrandsdal begleitet hatte.“

(Fortsetzung folgt.)



Denkspruch.

Wer Gespenster verschrecken will, der braucht bloß Licht zu bringen.

